

Nürnberg will ihn

Marcus Boschs Wechsel wird wahrscheinlich

Geht Marcus Bosch von Aachen nach Nürnberg? In der vergangenen Woche noch war das an dieser Stelle lediglich eine Spekulation. Nun aber sieht es bereits ganz danach aus, dass die nächste Ausfahrt auf der Karriere-Autobahn des in Heidenheim geborenen Dirigenten in der Tat Nürnberg heißt.

Die Vermutung, dass der Wechsel wohl über die Bühne gehen wird, legt eine einstimmige Entscheidung des Stiftungsrates des Staatstheaters Nürnberg nahe. Das siebenköpfige Gremium unter Vorsitz des bayerischen Staatsministers Wolfgang Heubisch hatte nach einem Treffen mit Bosch seinen Willen bekundet, die Verhandlungen mit ihm zu einem positiven Ende zu bringen. In diesem Falle würde Bosch dann als Chefdirigent der Nürnberger Philharmoniker und des Nürnberger Opernhauses die Nachfolge des 64-jährigen Christof Prick antreten, dessen Vertrag zum 31. Juli 2011 ausläuft.

Marcus Boschs Vertrag in Aachen indes läuft noch bis 2017, beinhaltet freilich auch eine Ausstiegsklausel, die allerdings erst im Jahr 2014 greift. Was wiederum bedeutet, dass nun auch in der Domstadt die Zeit der Verhandlungen beginnen wird, da Bosch aus seinem Vertrag herausmüsst, um nach Nürnberg wechseln zu können. Bedenkt man, welche Verdienste sich der Heidenheimer seit seinem Amtsantritt 2002 um das Aachener Theater, das Aachener Orchester und das Aachener Musikleben allgemein erworben hat, darf man vielleicht davon ausgehen, dass man ihm an seiner jetzigen Wirkungsstätte keine allzu schweren Steine in den Weg legen wird.

Allerdings wird man sich auch nicht ohne Not selber in die Breddouille bringen. Vorstellbar ist deshalb im Moment vieles. Wo-



Seinem Wechsel vom Theater Aachen ans Staatstheater nach Nürnberg stehen wohl nur noch Formalitäten entgegen: Heidenheim Opernfestspielregisseur Marcus Bosch.

möglich wird Bosch in der Spielzeit 2011/2012 sogar in Aachen und Nürnberg zugleich tätig sein. Man wird sehen: Sicher ist derzeit noch nichts.

Für die Heidenheimer Opernfestspiele, deren Direktor Marcus Bosch seit dem vergangenen Jahr ebenfalls ist, brächte ein Wechsel des Chefs schon alleine aufgrund der im Vergleich ja schon regelrechten Nähe zu Nürnberg wohl ausschließlich Vorteile. In Aachen wiederum hat man sich innerlich wohl schon damit abgefunden, seinen allseits beliebten, allerdings eben auch begehrten Generalmusikdirektor abgeben zu müssen. Was den Kollegen der „Aachener Zeitung“ ein wenig tröstet, ist, dass mit dem Wechsel auch der Beweis geführt würde, dass das Sprungbrett Aachen noch funktioniert. „Der Chefposten beim Aachener Sinfonieorchester war schon immer ein Sprungbrett für mitunter internationale oder gar Weltkarrieren: Man denke nur an Busch, Karajan oder Sawallisch.“ Und Marcus Bosch ist gerade mal 40...

Manfred F. Kubiak

„Papier“: Fetzer-Ausstellung endet

Noch bis Samstag (17. April) zeigt die Galerie Fetzer in Sontheim „Arbeiten auf Papier“. Zu sehen sind Arbeiten in Acryl aus der Serie „Cosmos“ von Bernd Zimmer. Helmut Middendorf ist vertreten mit übermalten Siebdruckarbeiten. Reinhold Gerum aus München zeigt wunderschöne Ölpastelle auf

Acrylgrundierung. Und Bernd Koberling verzaubert durch Aquarelle. Der in Schorndorf lebende Wlodzimierz Szwed arbeitet mit Graphit und Ölpastell auf Büten.

Die „Arbeiten auf Papier“ kann man sehen Mittwoch bis Freitag (16–19 Uhr) und am Samstag (11–16 Uhr).



„Warum heißt das so?“ Kinderbuchautor Timo Brunke auf der Suche nach dem Ursprung der Wörter. Foto: hw

Hungrig nach Sprache

Gestern Auftakt: 100 Jahre Stadtbücherei

„Wo kommen denn die Wörter her?“, fragte gestern nachmittag Kinderbuchautor Timo Brunke bei „Kinder treffen Autoren“ – am 100. Geburtstag der Stadtbibliothek. Vorschläge aus dem jungen Publikum gab's genügend: „Von Mama und Papa. Aus dem Mittelalter. Aus dem Wörterbuch.“

Brunke versucht auf spielerische Weise, Kindern den Ursprung der Sprache näher zubringen; er hat eine Auswahl an „spannenden“ Wörtern in seinem „Herkunftswörterbuch für kleine Besserwisser“ unter dem Titel „Warum heißt das so?“ herausgebracht. „Die meisten Wörter sind Geschwister und kommen aus der Zeit der Germanen, unseren sprachlichen Urgroßväter. Das waren biertrinkende Barbaren“, erklärt er seinem neugierigen Publikum, das mit lateinischen Wortstämmen zwar noch nicht viel anfangen kann, sich dafür aber umso mehr über

Brunkes lustige und beinahe wahre Geschichten amüsiert.

„Wenn ich nicht mehr weiter weiß, erfinde ich ein bisschen dazu“, gesteht der Wort-Jongleur. So lernen die Kinder, dass „brav“ ursprünglich gar nicht eine harmlose Bedeutung hat sondern eher „wild wie ein Barbar heißt“.

„Wörter sind schon immer in uns drin gewesen“. Und Brunke lässt sie zur Genüge raus. In Form von Antworten, denn es gab viele Fragen am gestrigen Dienstagnachmittag. „Ich bin nicht der, der alles weiß. Ich bin nur der, der ein paar Wörter nachgeschlagen hat“, entschuldigt sich Brunke, dem die Kinder Löcher in den Bauch fragen. Aber eigentlich ist Fantasie ja viel wichtiger als Wissen oder die Wahrheit.

Über den Festakt zum Jubiläum der Heidenheimer Stadtbücherei berichten wir morgen.

Anna-Lena Buchmaier

Der Eine unter Dreißigtausend

Selbstheilung mit Willenskraft: Clemens Kuby kam vom Rollstuhl wieder auf die Beine

Clemens Kuby ist ein Mann mit außergewöhnlicher Lebensgeschichte. Der gebürtige Oberbayer studiert Geschichte, Soziologie, Rechtswissenschaften und Volkswirtschaft in Berlin. Es folgt eine Ausbildung zum Regisseur an der Deutschen Film- und Fernsehakademie. Um dennoch „was Bodenständiges“ zu erlernen, macht er danach eine Lehre zum Maschinenschlosser in Hamburg. Kuby dreht Dokumentarfilme, unter anderem einen Film über ökologischen Landbau, und entdeckt so die Liebe zur Natur. „Kein Mensch hat sich um die Umwelt gekümmert“. Kubys Ziel: Ein Leben mit – und nicht gegen die Natur.

„In der Zeit waren ‚Bio‘ und ‚Öko‘ größtenteils noch Fremdwörter.“ Kuby will seine nachhaltigen Ideen der Gesellschaft näherbringen, wendet sich an Bauern, Anthroposophen und politische Parteien. Doch man begegnet ihm mit Skepsis. Daraufhin informiert er sich über die Möglichkeiten, eine Partei zu gründen. „Es gab die Schwarzen, die Roten und die Gelben. Also, dachte ich, muss es noch die Grünen geben“.

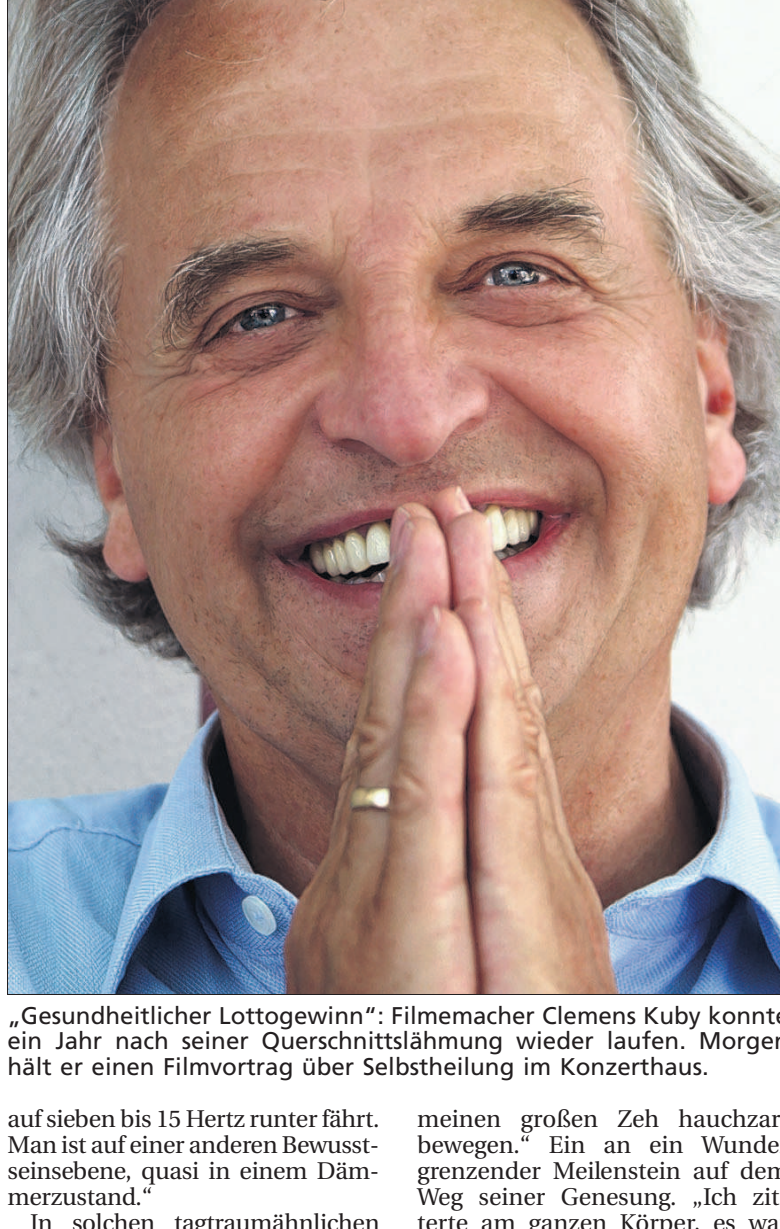
1979 meldet Kuby „Die Grünen“ an, findet schnell Anhänger und gründet Kreisverbände – unter anderem auch den in Heidenheim. „Heidenheim ist die Stadt der Anthroposophen, die sind offener für Ökologie“.

Der Erfolg ist durchschlagend, bald zählt die Partei 50 000 Mitglieder; das eigentliche Ziel der Partei wird aber zunehmend von internen Machtkämpfen überschattet. Kuby verlässt die „Grünen“ Ende 1981, kurz nachdem sie Bundespartei geworden ist. „Ich bin kein Politiker und dem nicht gewachsen.“ Er hatte etwas verändern wollen. „Es war ein enormer Frust für mich, dass meine Ideale von der Tagespolitik so zerrieben wurden. Ich hatte keine Perspektive mehr.“

An diesem Tiefpunkt passierte der Unfall, der sein Leben grundlegend veränderte: Kuby stürzt von seinem Dach 15 Meter tief. „Ich erinnere mich noch an jede Einzelheit“, so der heute 62-Jährige. Schon im Rettungswagen diagnostizieren die Ärzte bei ihm eine Querschnittslähmung, Kuby würde nie wieder laufen können. Doch es sollte anders kommen...

„In den darauf folgenden Wochen hatte ich viel Zeit zum Nachdenken. Ich habe viel über mein bisheriges Leben gegrübelt und nun vieles aus einem anderen Blickwinkel gesehen“. Kuby fehlt eine Perspektive: Alles, was er erreichen wollte, war nun nicht mehr möglich.

„Wenn man zwangsweise wochenlang auf so einem ‚Stryker‘ liegt, mit dem man alle paar Stunden gewendet wird, damit man sich nicht wund liegt, erreicht man irgendwann einen meditativen Zustand, in dem die Gehirnfrequenz



„Gesundheitlicher Lottogewinn“: Filmemacher Clemens Kuby konnte ein Jahr nach seiner Querschnittslähmung wieder laufen. Morgen hält er einen Filmvortrag über Selbstheilung im Konzerthaus.

auf sieben bis 15 Hertz runter fährt. Man ist auf einer anderen Bewusstseinsebene, quasi in einem Dämmerzustand.“

In solchen tagtraumähnlichen Phasen macht sich Kuby Gedanken über seine Zukunft: „Mein Wunsch war es, Menschen zu treffen, die fernab von jeglicher Zivilisation leben – dort, wo es keine Straßen, keinen Strom, kein weißes Mehl, keinen Zucker und keine Touristen gibt.“

Impuls im Zeh

Am nächsten Tag bekommt er Besuch von einem Freund, der Reiseleiter von Beruf ist. Kuby berichtet von seinem Traum. Der Freund erzählt ihm, dass es so einen Ort tatsächlich gäbe, Ladakh im Westhimalaya, und er ihn dort hin bringen könne. „Wir haben keine Sekunde über meine Behinderung gesprochen“, berichtet Kuby. „Es war selbstverständlich, dass wir das schaffen.“

Von diesem Moment an hat der Filmemacher wieder Antrieb und ein neues Ziel für seine Zukunft, das ihm ungeahnte Kraft gibt.

„Am nächsten Tag konnte ich

meinen großen Zeh hauchzart bewegen.“ Ein an ein Wunder grenzender Meilenstein auf dem Weg seiner Genesung. „Ich zitterte am ganzen Körper, es war wie ein Elektroschock.“

Ein Jahr später läuft Kuby wieder. Die Ärzte ordnen den Fall in die Kategorie der höchst selten vorkommenden „Spontanheilungen“ ein, medizinisch erklärbar ist Kubys Genesung nicht. „Das passiert einem unter 30 000. ‚Sie sind der Eine‘, hat man mir gesagt. Seien sie froh!“.

Kuby gibt sich nicht damit zufrieden. Er schwört sich, herauszufinden, wie „Spontanheilung“ zustandekommt.

Zunächst aber realisiert Kuby seinen Wunsch, unzivilisierte Menschen in Ladakh zu filmen. Daraus wurde sein mit dem Deutschen Filmpreis ausgezeichneten Kinofilm „Das alte Ladakh“. Insgesamt reist er in 14 vorwiegend arme Länder, ohne medizinische Versorgung, filmt Schamanen, Medizinmänner und Heiler bei ihrer Arbeit, alles in allem 360 Stunden. Zwei Jahre wertet er mit Hirnforschern und anderen Experten das Filmmaterial aus.

„Die Leute dort haben keine

Medikamente und schaffen es trotzdem, gesund zu werden.“ Diese Motivation könne sich jeder zu Nutze machen – nicht nur bei Krankheiten, auch beispielsweise bei Beziehungs- und Arbeitsproblemen. Zahlreiche seiner Bücher und Filme beschäftigen sich mit dem Thema, fernab von der „materiellen Sicht eines körperlichen Symptoms“.

2005 gründet er mit seiner Frau Astrid die Europäische Akademie für Selbstheilungsprozesse (SHP) und gibt Seminare und hält Vorträge, auf denen er Besucher zur Selbstheilung initiiert.

Nach Kuby brauche jede Heilung zwei Impulse: „Zum einen muss man mit seiner Vergangenheit aufräumen und sich fragen, was schief gelaufen ist, und mit sich ins Reine kommen. Zudem muss eine starke Motivation für die Zukunft geschaffen werden. Wenn zu mir Leute kommen, die im Rollstuhl sitzen und mir sagen, dass sie wieder laufen können wollen, fragen ich: ‚Warum?‘. Wenn sie dann sagen, damit wieder alles wieder so wird früher, sage ich: ‚So wirst du nie gesund! Die Umstände in deinem früheren Leben haben doch erst zur Querschnittslähmung geführt. Setze dir neue Ziele.“

Seit Kuby an die Öffentlichkeit gegangen ist, hat er mit vielen Kranken zusammengearbeitet und auch zwei Menschen kennengelernt, die dasselbe erlebt haben, wie er selbst.

„Ich bin kein Arzt“

„Ich bin kein Mediziner, ich helfe nur den Leuten, sich auf geistige Wege selbst zu heilen. Das ist meine Erfüllung, es ist spannend. Auf diesem Gebiet wurde so gut wie nicht geforscht. Da bin ich so etwas wie ein Pionier.“

Obwohl seine Methode nicht wissenschaftlich belegt ist, hat Kuby viele Anhänger, auch unter Ärzten. „Die Leute werfen oft lieber eine Tablette ein, als sich mit sich selbst auseinander zu setzen, nach dem Motto: Lieber leiden als lernen.“

Die Wissenschaft braucht ihre Belege. Kuby bewegt sich im Randgebiet zwischen Esoterik und Medizin. Sein Leben hat der Regisseur jedenfalls von Grund auf geändert und ist heute glücklich damit. „Das ist die sinnvollste Arbeit die ich machen kann – anderen helfen.“

Anna-Lena Buchmaier

Filmvortrag

Am morgigen Donnerstag, 15. April, zeigt Clemens Kuby ab 19.30 Uhr im Konzerthaus seinen neuen Film „Heilung – das Wunder in uns“ und diskutiert anschließend mit dem Publikum.

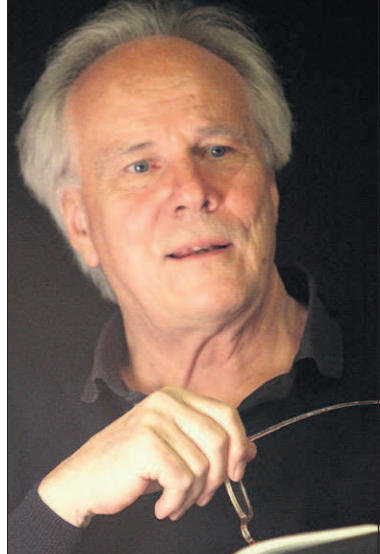
Irgendwie ist nicht gut genug

Sansibar, Haiti und mehr: Fesselnder VHS-Abend mit Autor Hans-Christoph Buch

Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen. Und wenn einer gar praktisch sein Leben lang unterwegs ist, so wie Autor und Journalist Hans-Christoph Buch, dann schöpft er aus einem äußerst ergiebigen Quell nie versiegender Erlebnisse und Erkenntnisse.

Dies zeigte sich am Montag Abend im Elmar-Doch-Haus: Hans-Christoph Buch hatte die Reise (aus Haiti, im übrigen) nach Heidenheim angetreten – eigentlich um auf Einladung der Volkshochschule aus seinem Buch „Sansibar Blues oder Wie ich Livingstone fand“ zu lesen. Das tat er auch, doch war dieser Abend so viel mehr als eine reine Lesung.

Denn Buch wusste dies so anschaulich mit Geschichte und Erlebtem zu verknüpfen, dass ein schillerndes Bild der Kolonialzeit entstand mit Typen wie Tippu Tipp, dem geschäftstüchtigen Sklavenhändler, der seine Memoiren dem deutschen Konsul in Sansibar auf Suaheli diktierte. Oder Prinzessin Salme, die wie bei Mozart aus dem Serail entführt werden musste, um einen christlichen Hamburger Kaufmann zu ehelichen und sodann sogar von Bismarck zur Audienz empfangen zu



Sein Großvater schon war Apotheker auf Haiti: Hans-Christoph Buch berichtete bei der VHS über seine Reisen – und insbesondere über die derzeitigen desolaten Zustände auf Haiti.

werden. Oder vom Herzog von Mecklenburg, der in Togo so viele Kinder hinterlassen hat, dass man munkelte, er habe die von ihm dort errichtete Eisenbahnlinie auch gleich selbst bevölkert; „Herzog“ ist bis heute in Togo ein sehr gängiger Name.

„Kolonialzeit bedeutete nicht nur Ausbeutung und Unterdrückung“, so rückte Buch ein derzeit fast vergessenes Kapitel der Geschichte in Erinnerung, fast seien diese Zeiten für die Menschen dort „rosiger“ als heute. „Wann kommt ihr denn wieder?“, diese Frage sei an ihn als Deutschen schon ein paar Mal gerichtet worden. Auf die Gegenfrage, warum die Deutschen denn wiederkommen sollten, lautete die Antwort dann: „Damit ihr uns sagt, was wir machen sollen“ – und das sei durchaus ernst gemeint gewesen.

Nachdem Hans-Christoph Buch gerade frisch aus Haiti zurückgekehrt war, lag es nahe, dass er auch das dort Erlebte und seine dort gewonnenen Eindrücke vermittelte. Und hier war deutlich zu spüren, wie ihm, dessen Großvater in Haiti Apotheker war, der bedrückende Zustand dieses Landes nahe ging. Er berichtete von den Überresten dieser Apotheke, von der Angst der

Menschen, fortan in Häusern zu leben, so dass sich ganze Zeltlager entwickelt haben, in denen sich angesichts von Toiletten sowie Essens- und Wasserlieferungen allerdings sehr viel besser leben ließe als in den früheren Slums. Er berichtete von Kindern, die beim Erdbeben nicht nur ihre Eltern, sondern auch Arme oder Beine verloren haben, so dass sie nicht einmal beim Trümmerbeseitigungsprogramm „Cash for Work“ teilnehmen können – ein Programm, das im übrigen tatsächlich lediglich Trümmer beseitigt, aber keinen Gedanken an Wiederaufbau verschwendete.

Doch steckt in aller Tragik immer auch ein wenig Komik, die Hans-Christoph Buch – genauso wie in „Sansibar-Blues“ – aufspürt und mit einfühlsamem Sprachgeschick verdeutlicht. Wenn beispielsweise die Haitianer aus dem Geräusch der einbrechenden Wände einen Rap-Song kreieren und diesen auch noch inbrünstig singen, dann zeugt das von einem unerschütterlichen Urvertrauen der Marke „Irgendwie geht es immer weiter“.

Buch befürchtet allerdings für Afrika wie für Haiti: „Irgendwie ist nicht gut genug.“ Maria Kasischke